Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 30

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30
XVI. Jahrgang
1926

Bern
24. Juli
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Alt und Jung.

(Zum Bernischen Kantonal-Schützenfest.)

Von Ernst Ofer.

Im Schießstand kniet ein Veteran,
Zielt auf die Scheibe „Vaterland"
Sieht schmunzelnd seinen Treffer an
Und senkt dann ruhig Wehr und Hand.

Eisgrau das Haar, im Herzen jung,
So zieht er froh zum Feste Berns.
Er freut sich der Erinnerung
Und seiner Waffe guten Sterns.

Gar mancher Lorbeer hängt zu Haus
Am Täfer, unverwelktes Grün.
Zu manchem Feste zog er aus,
Geschwellt die Brust, den Blick so kühn.

„Das wird das letzte Schießen sein!
Ich spür's, bald fehlt die Kraft der Hand,
Doch heut' schlägt noch der Treffer ein
In meine Scheibe „Vaterland"!"

„Frisch lupf' ich dort den Becher noch
Und tue einen langen Zug . . .
Der Heimat gilt mein letztes Hoch,
Dann hab' der Freude ich genug."

Doch mit dem Alten macht die Fahrt
Sein jüngster Sohn, festfroh und keck.
Die junge Faust ist eisenhart
Und seine Wehr kennt ihren Fleck.

Sein erstes Fest! Das jauchzt und klingt,
Im Herzen drin die Freude lacht.
Wohlan! Der erste Schuß gelingt,
Sein erster, der dort draußen kracht.

Weiß-rot ein Fähnlein zeigt den Schuß
Tief in der Scheibe „Vaterland",
Und wieder hält, aus einem Guß,
Der junge Schütze Wehr und Hand.

Und wenn ihm dann des Lorbeers Grün
Umrandet seinen braunen Hut,
Dann hebt auch er den Becher kühn
Und kühlt den heißen, hohen Mut.

Die Heimatliebe rinnt durchs Mark.
So drückt dem Alten er die Hand:
„Vater, wir halten treu und stark
Zu unsrer Scheibe: „Vaterland"!

Die Geschichte des Heinrich Lentz.

Von Alfred Huggenberger. 5

Sabine setzte sich noch einmal zur Wehr, aber etwas bescheidener als vorhin. „Das Schaffen ist mir noch nie zu viel gewesen. Vielleicht daß ich mich doch ohne Erbschleichen durch die Welt bringen kann."

„Natürlich! Und ich alte Frau soll mich in den Boden hinein schinden. Daran denkst du nicht." Die Bucherin tat zuerst weinerlich, aber sogleich redete sie sich wieder in laute Zanksucht hinein und überschüttete die gesenkten Kopfes am Tische Sitzende mit einer scheinbar auswendig gelernten Reihenfolge von kleinlichen Vorwürfen, zu denen das Geratter des Webstuhles die unfreundliche Einrahmung abgab. Sabine war mehrmals im Begriff, etwas zu erwidern; aber immer wieder verbiß sie die Worte, bis ihr zuletzt die hellen Tränen in den Augen standen.

Heinrich dachte bei sich: Wenn ich es ihr nur sagen könnte! Wie ich es meine, und daß ich sie mit meinem Liebhaben ganz umgeben wollte!...

Er schämte sich förmlich seiner Gegenwart, die ihr ja peinlich sein mußte, und wußte nichts Besseres zu tun, als sich mit einigen nichtssagenden Redensarten zum Weggehen anzuschicken.

Sabine begleitete ihn stillschweigend hinaus. „Gelt, bei uns ist's nicht kurzweilig", meinte sie unter der Haustür und lächelte gezwungen dazu.

„Du darfst eineweg nicht nachgeben", ermunterte er sie unsicher.

Sie standen sich nahe gegenüber, seine Augen umfaßten durch die Dunkelheit ihre liebe, noch immer fast kindlich zarte Gestalt. Seine Arme zitterten vor Verlangen nach ihr, aber ihr selbstverständliches Vertrauen hatte Gewalt über ihn.

Als hätte sie seine heimlichsten Gedanken gelesen, trat sie jetzt einen Schritt in den Hausgang zurück.

„Du — ist denn das wegen der Rebenarbeit vorhin wahr gewesen?" fragte sie mit einem leisen Schalk in der Stimme, aber ganz offen und vertraulich.

Er konnte nicht ja sagen; seine große Verlegenheit gab ihr indes die richtige Antwort.

„Ich habe es gleich gemerkt", sagte sie und lächelte, aber nicht wie vorhin; sie schien sich schon von den bösen Worten der Mutter freigemacht zu haben.

„Ich habe dir — — etwas anderes sagen wollen..." brachte er endlich leise und sehr beklommen heraus.

„Was denn?" fragte sie mit munterer Neugierde.

Es wäre ihm im Glück des Augenblicks unmöglich gewesen, ein Wort der Verdächtigung gegen den Spleiß auszusprechen; in seinem aufrichtigen Herzen war er sogar nun fest davon überzeugt, daß die üble Nachrede gegen ihn gar keinen Grund habe. Ueberdies sagte ihm ein untrügliches Gefühl, daß er jetzt nicht von dieser Sache anfangen dürfe.

„Es ist goppel nichts Wichtiges", neckte sie den Verlegenen. „Oder du mußt es noch erst ersinnen, wie das wegen den Reben."

Durch den Zwang ihrer Rede verwirrt, öffnete er seine Lippen zu einer zweiten Unwahrheit.

„Ich hätte gerne wissen mögen, ob du am nächsten Sonntag mit mir im „Rößli" tanzen würdest. Weißt, weil es da Herbstsonntag ist."

Sie mußte sich eine ganze Weile besinnen. „Kannst du tanzen?" fragte sie endlich lustig.

„Es geht so", entgegnete er. Er glaubte in seiner starken Aufregung wirklich daran, daß er die wenig geübte Kunst im Notfalle des Müssens schon erfassen werde.

„Ich weiß jetzt noch nicht..." riet sie in sich hinein. „Aber wenn ich kommen darf, muß ich halt auch etwa mit andern tanzen. Es ist wegen den Leuten."

„Ich meine es natürlich auch so", glaubte er sie beruhigen zu müssen. Er war sehr mit sich selber zufrieden.

Sie stand noch einen Augenblick unbeweglich; dann hielt sie ihm leicht die Hand hin und war schon weg.

Heinrich meinte fast, es sei alles nur ein Traum gewesen. Das fröstelnde Zeltholz mit seinem kargen Föhrenbestand kam ihm wie ein heller Frühlingswald vor.

Daheim probierte er vor dem Schlafengehen auf dem rauhen Kammerboden mit den bloßen Füßen ein paar Tanztakte, wobei er mit zärtlicher Hingabe die leere Luft umfangen hielt. Eine Holzfaser, die ihm bei seinen Versuchen in die Fußballe eindrang, zog er gelassen heraus und verband die Wunde sorgfältig mit dem Taschentuche, weil die Schwester sonst vielleicht am Morgen wegen der Blutspuren Auskunft verlangt hätte.

Fünftes Kapitel.

Der Tanzsonntag.

Am Sonntag nachmittag saß Heinrich schon gegen drei Uhr in der untern Rößlistube hinter einem Dreier Wein. Er hatte tags vorher in vorsorglicher Weise bei der Neideggerin eine Düte Gerstenzucker gekauft und versicherte sich nun unwillkürlich immer wieder, ob das süße Naschwerk, für das Sabine schon in Kindertagen eine kleine Schwäche gezeigt, auch unauffällig genug in seiner Rocktasche versorgt sei. Daneben nippte er von Zeit zu Zeit an seinem Glase, worauf er jedesmal einen verstohlenen Blick nach der alten Stockuhr im Eckgehäuse warf. Die Zeit wollte nicht so recht vom Fleck, und die Mädchen, die sich sonst an diesem besonderen Jahrestag des Dorfes vollzählig einzufinden pflegten, ließen diesmal lange auf sich warten, während es doch an Tänzern nicht gefehlt hätte. Es war viel Lärm und Rauch in der Stube, was aber den Rößliwirt Koller keineswegs in gute Laune zu bringen vermochte. Er stand immer am Fenster und schimpfte über die hoffärtigen Dörflerinnen, die gar nicht mehr wären wie früher, sondern lieber nach Schonen und Zimmerwald oder womöglich noch weiter liefen, als da im Dorf mit einem anständigen Burschen einen Tanz zu machen. Ob man etwa glaube, er könne die Kosten für das Herausmalen des Saales von den Fingernägeln abkratzen? Einzig der Wilhelm Tell an der hintern Wand und die drei Eidgenossen am Fensterpfeiler hätten ihn dreiundvierzig Franken gekostet, ohne das Grundieren. Der Knell im „Schäfli-Adler" zu Kasparshub solle ihm so etwas nachmachen! Nicht einmal eine anständige Tapete könne man an seinen feuchten Sandsteinmauern festkleben.

Nach und nach rückte doch Trüppchen um Trüppchen der Vielerwarteten ein, und es wurde droben im Saal lebendig. Heinrich erschrak innerlich ein wenig, als nun die Deckenbalken der Stube unter dem gleichförmigen Takt der Tanzschritte leise zu zittern begannen. Ob er sich nicht zuviel zugetraut? Nein, so furchtbar schwer war denn die Sache doch nicht! Wenn es auch seinem wenig beweglichen Wesen nicht so recht lag, hatte er sich ja schon öfters im Tanzen versucht; allerdings nur mit besser geübten Kameraden, die sich ihm in Ermangelung angenehmerer Tanzgelegenheit als Lehrmeister anboten. Mit Gottlieb Herger war er immer am besten vorwärts gekommen, weil dieser auf seine Schwerfälligkeit Rücksicht nahm und auch nicht die nötige Kraft besaß, ihn wie verrückt mit sich im Kreise herumzuzerren, wie das andere Burschen etwa aus Uebermut mit einem Tanzlehrling anzustellen pflegten. Ein Mädchen um einen Tanz zu fragen, hatte er erst ein einziges Mal gewagt, an Jakob Aschbergers Hochzeit. Es war ein Schottisch gewesen, und er war ganz leidlich gegangen. Freilich hatte er damals den roten Heidentoblerwein ein bißchen im Kopf gespürt; aber es war gewiß auch ohne das zu machen.

Von Zeit zu Zeit stieg Heinrich in den Saal hinauf, um zu sehen, ob Sabine noch nicht da sei. Wenn er dann den Tanzenden aufmerksam zusah und auf ihre Fußbewegungen genau acht gab, so kam ihm alles sehr einfach und selbstverständlich vor. Dennoch konnte er sich auf Augenblicke über dem Wunsch ertappen, seine Tänzerin möchte aus irgend einem harmlosen Grunde am Kommen verhindert sein. In Lärm und Gewimmel hatte er sich nie daheim gefühlt. Was war das dagegen für ein liebes, ahnungsreiches Zusammensein gewesen, damals unter der schmalen Haustür auf der Zeltegg!...

Wenn sie wenigstens nur recht spät kam! Bis dahin hatte der Käser Spleiß vielleicht mit einer anderen Tänzerin angebändelt und war nicht mehr zu fürchten. Jetzt tanzte er fast immer mit Lina Amberger, die große, helle Augen hatte und in ihrem neuen himmelblauen Kleid wirklich sehr hübsch aussah. Heinrich bemerkte wohl, daß manches Mädchen auf Lina neidisch war. So viel Ungutes man heimlich über den Spleiß tuschelte: in seiner Gegenwart schien alles vergessen und verflogen zu sein.

Es fing schon sachte zu dämmern an, als Heinrich, der inzwischen bereits einen neuen Dreier bestellt hatte, zwei Mädchen Arm in Arm die Dorfstraße herabkommen sah, deren eins er auf den ersten Blick als Sabine Bucher erkannte.

Es war ihm nicht anders zumute, als wenn der letzte Gast in der Stube ihm seine heftige Erregung und heimliche Not vom Gesicht ablesen könnte. Um recht unbefangen zu scheinen, behauptete er seinem Nebenmann, dem Schmied Eptinger gegenüber, jetzt mit besonders lauter Rechthaberei seine Meinung von den neu aufgekommenen Amerikaneräxten, von denen eben die Rede gewesen war, so daß man sich auch an anderen Tischen verwundert nach dem sonst nicht sehr redseligen Jungknaben umsah.

Erst nach einer geraumen Weile stieg Heinrich, diesmal mit beengtem Atem, die schmale Saaltreppe hinauf. Sabine tanzte bereits mit ihrer Kameradin, der Zeltegg-Rosine. Die beiden Mädchen drehten sich, eng aneinander geschmiegt, leichtfüßig im Kreise; es war fast, als ob sie schweben würden. Heinrich dachte mit Bangen: „Wenn du es auch so könntest!...“

Zur Holland-Reise des Berner Männerchors. — Kindertypen auf der Insel Marken. (Phot. C. Jost, Bern.)

Schon wärend der nächsten Pause machte er sich gemächlich in Sabines Nähe und fragte sie trockenen Tones, ob vielleicht ein Tanz erlaubt sei? Sie errötete leicht, war aber gleich wieder unbefangen.

Als die vier Trompeter mit schier unheimlichem Geschmetter einsetzten und die warm Begehrte sich ihm mit der ungezierten Selbstverständlichkeit des lieben Spieles in die Arme gab, kam es wie eine entsetzliche Gewißheit über ihn, daß er ihr jetzt Aerger machen werde. Fast hätte er leise zu ihr gesagt: „Du — es geht allweg nicht...“

Doch! Es mußte ja gehen! —

Es war ein Walzer; aber Heinrich suchte hartnäckig mit dem ihm besser zusagenden Schottisch auszukommen. Sabine konnte sich alle erdenkliche Mühe geben, ihn auch nur einigermaßen leidlich vom Fleck zu bringen: weder ihr geschmeidiges Einlenken und Anpassen, noch flüsternde Wegleitungen hatten den geringsten Erfolg; ja nicht einmal durch das Mittel einer ernsthaften Kraftentfaltung vermochte sie ihn über sein gänzliches Unvermögen hinwegzubringen. Es war wirklich, als ob an jedem seiner Füße ein Zentnerstein hinge.

„Gewiß, ich hätt' es voraussagen können“, flüsterte sie bedrückt, während die beiden jetzt mitten im Tanz aus dem Kreise treten mußten.

Er war ganz verstört, wie auseinandergefallen. „Ich bin doch andere Male gut fortgekommen“, log er, ohne eigentlich zu wissen, was er sagte. Neben sich an der bemalten Wand sah er den Schützen Tell, der mit rollenden Augen über das Gedränge der Tanzenden hinwegsah. „Was hat denn der da zu tun?“ dachte Heinrich bei sich.

In der gleichen Sekunde bemerkte er, wie der Käser Spleiß, der mit Lina Amberger sicher vorbeiwalzte, einen kurzen Blick mit Sabine wechselte.

„Gelt, du schämst dich jetzt — — halt vor dem dort“, sagte Heinrich ganz laut. Er bereute das letzte Wort augenblicklich; aber er konnte es nicht mehr zurücknehmen.

Sie suchte ihm etwas zurecht zu helfen. „Schämen? Ich wüßte doch nicht warum! Es kann noch mancher nicht gut tanzen. O — wenn das die Hauptsache wäre!“

Ihre nachsichtige Rede brachte ihn ein wenig ins Gleichgewicht, ja er bekam eine Anwandlung von Mut. „Möchtest du nicht mit mir in der Stube drunten etwas zu Abend essen?“

Sin war verlegen. „Du mußt es mir nicht übel nehmen“, sagte sie nach einigem Nachdenken, „aber ich hätte halt jetzt doch gerne ein paar Tänze gemacht. Nur zwei oder drei, da bin ich schon zufrieden. Wozu hätt' ich sonst der Mutter die Erlaubnis abgebettelt? Ich kann dir schon sagen, es ist gar nicht leicht gegangen.“

„Mich wundert bloß, wo du so tanzen gelernt hast“, gestand er mit unverhohlenem Staunen.

Sie mußte lachen. „Ach, so etwas muß man doch nicht lernen! Das kann man, oder man kann es nicht!“

Er sah sie aufrichtig bewundernd an. Ihre Augen begegneten sich, und er wußte nun, daß sie ihm nicht ernstlich böse war.

„Würdest du nicht ein wenig drunten auf mich warten?“ fragte sie jetzt. „Ich möchte gern recht früh heim, spätestens in einer Stunde, und fürchte mich, allein durchs Zeltholz zu gehen.“

„Ich, warten? Warum nicht!“ Er dachte bei sich: „Mir geht's besser, als ich es verdiene...“

Der Tanz war inzwischen zu Ende gegangen. Die Paare standen scherzend und lachend im Kreise umher. Samuel Fenner, der mit seinem schmalen, bartlosen Gesicht neben der dicken Sennhof-Katrine fast wie ein Knabe aussah; der vierschrötige Kreuzwirtssohn von Schonen, der mit der Radhof-Seline versprochen war; der Sticker Malpacher im Loo, der lange wegen eines Diebstahls in Zimmerwald im Verdacht gewesen und der nun doch eine flotte Tänzerin besaß. Und noch viele, viele. Ein rechtes Durcheinander von erhitzten Gesichtern und festlich lachenden Augen. Die Glücklichen! Alle konnten sie tanzen!...

(Fortsetzung folgt.)